

Mit folgenden Zeilen fordere ich den freundlichen Leser auf, mir zu folgen in ein Land, das weit abliegt vom Getriebe der Welt, das uns allen noch wohlbekannt ist von den goldenen, seligen Tagen der Kindheit her, das uns erscheint als das Paradies einer sorgenlosen, glücklichen, von süßer, traumhafter Schöne verkürzten Zeit. Das ist das Zauberreich der Märchenpoesie! Das deutsche Märchen! Welch' eine Fülle lieblicher Erinnerungen schwebt da nicht vor unserer Seele vorüber! Wie lautere, reine Glockentöne klingt es aus jenem stillen Heim zu uns herüber in die Brandung des Lebens leise, leise aus weiter Ferne! Wie mit Geisterhauch rauscht es uns entgegen aus den Zweigen altersgrauer, ephenumrankter Eichen, welche des Märchens Gebiet umfrieden! Geheimnißvoll raunt es und flüstert es uns zu aus dem dunklen Tann! Melodisch fällt ein die elementare Musik des plätschernden Waldquells, dessen perlendes Raß über den sammetgrünen Moosteppich murmelnd dahingleitet. Neugierig steigen vom tiefblauen Sternenhimmel des Mondes silberne Strahlen hinab in den Busch, spiegeln sich im einsamen, von glitzerndem Schimmer übergossenen Weiher, und an ihm huschen gleichwie an strahlenden Fäden im spielenden Reihen auf und nieder liebeizende Elfen. Das ist die mondbeglänzte Zauber-  
nacht des deutschen Märchens! Da öffnen sich die innersten Kammern unseres Herzens! In seliger Selbstvergessenheit lenken wir da unsere Blicke weg vom mühevollen Beruf, ab von der

Arbeit des Tages! In wehmuthsvoller Lust wonnigen Rückgedenkens tauchen da unsere Blicke wieder ein in jene harmlos, friedlich glücklichen Stunden, wo zur sonnigen Lenzeszeit voll Blüthenschmelz am duftigen Waldeshag, wo im harten Winter am flackernden, knisternden Kaminfeuer, wenn sich draußen Flur und Forst in weiche, weiße Decke hüllen, dem athemlos laufschenden Kinde eine gütige Rhapfodin in schlichten, einfachen Worten erzählte vom schlummernden Dornröschen, von der guten Frau Holle; wo die Phantasie des Kindes sich ergözte an der trauten Geschichte vom herzigen Rothkäppchen, von der es im Märchen heißt, jedermann, der sie nur ansah, hätte sie liebgehabt; wo die empfängliche Kinderseele mit geheimem Beben in sich aufnahm die wundersame, tieftraurige Märe von dem Machandel- oder Wachholderbaum; wo das fröhliche Kinderherz laut aufjubelte, wenn es gehört, wie das geplagte Aschenbrödel endlich doch zu Ehren gekommen, wie die Bremer Stadtmusikanten ihre grimmigen Feinde verjagt; wo das mitfühlende Kindesgemüth mit tiefbefriedigtem Aufathmen vernahm, wie das holde Schneewittchen, durch des Wagens Stoß von dem giftigen Apfel befreit, zum Leben zurückkehrt und dann von dem herrlichen Königssohne im Triumph als Braut in sein prächtig Schloß geführt wird.

In dieses Zauberreich wollen auch wir jetzt eine Reise machen. Und wenn auch der entwickelte, reifere Geist mit der wachsenden Erkenntniß naturgemäß ein gut Theil jenes duftigen Blüthenschnees von sich abstreift, welcher die gläubige Kinderseele sanft kosend umfängt, so hege ich doch die zuversichtliche Hoffnung, daß dasjenige, was dem mit Verstandniß für Poesie begabten Menschen einst in der Kindheit den Sinn entzückt, das Aug' ihm gefangenahm, das Herz ihm pochen machte, auch in späteren Tagen seine Macht noch nicht ganz verloren haben kann.

Drum bitte ich die Fahrt in des deutschen Märchens herrliches Wunderland getrost zu wagen. Es geleite uns dahin eine

Erörterung dieser Dichtung nach Begriff und Wesen, Inhalt und Form; daran mögen sich einige literarhistorische Bemerkungen knüpfen nebst einem kurzen Wort über ihre erzieherische Bedeutung. Den Schluß bilde eine zusammengefaßte Besprechung der Frage, ob der Pflege des Märchens in der Gegenwart Gefahren drohen.

Lassen wir jetzt an der Hand der Betrachtung die Schläffer springen, jene Märchen, die Blumen unserer Kinderzeit, wieder-aufsprießen und uns an ihrem Duft nochmals erquicken!

Das Märchen, eine deminutive Weiterbildung von Märe, bezeichnet zunächst soviel wie eine poetische Erzählung; es scheidet sich dadurch von der Sage, daß es alle Fesseln von Zeit, Ort und Sippe fern hält, daß es verallgemeinert, während letztere sich mehr auf dem Boden bewegt, bereits Land und Leute nennt und so den Uebergang zur Geschichte bildet. Auf das Libellenhafte, Schmetterlingsartige dieser Poesie weist schon der Name selber hin, auf eben dies Flüchtige, Leichtbeschwingte das im Kindermund Entstandene: „Und damit ist mein Märchen aus und fliegt auf meines Nachbarn Haus“ oder „Mein Märchen ist aus und geht vor Gustchen sein Haus“. Ebendasselbe bezeugt das sinnige Wort des Arabers: „Das Märchen berührt mit der einen Fußspitze die Erde, mit der andern eine schimmernde Wolke“. Daher auch der charakteristische Beginn des Märchens: „Es war einmal“ und der nicht minder bezeichnende Ausgang: „Und sie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende“ oder „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“. Häufig heißt es ferner am Schluß von Personen: „Niemand hat wieder etwas von ihnen gesehen noch gehört“ oder „Sie sind niemals wiedergekommen“.

Ebenso ist der Schauplatz der Handlung stets allgemein gehalten. Es ist die Rede von irgend einem Lande, Königreiche, von einer Stadt, einem Dorfe, vom stolzen Königsbau mit

Marmortreppen, vom Wirthshaus an der Landstraße, vom Hof des Bauern, von der klappernden Mühle am rauschenden Mühlbach, von der dürftig-engen Hütte des Armen. Das Märchen kennt also vorzugsweise Schaupläze, wie sie das kleinbürgerliche, dörfliche Leben bietet.

Am liebsten weilt, worauf bereits in der Einleitung hingewiesen, das deutsche Märchen im grünen Wald. Hier im Waldleben unserer Vorfahren wurzeln unsere uralten Wald- und Thiermärchen; aus ihnen spricht der Hang zum Stillleben, die Freude an der friedlichen Natur. Hier umschlingt Mensch und Thier in nahem Zusammensein noch ein vertraulich Band. Im Forst, da giebt es einsame Häuschen und hohle Bäume, welche den verirrtten Lieblichen ein schirmend Dach, ein schützend Heim gewähren; dort auch finden sich die ungasflichen Behausungen böser, unheimlicher alter Weiber, dort bergen sich im Finstern verruchte, frevelnde Räuber. Das Märchen liebt also neben der Verallgemeinerung des Ortes auch das Heimliche, den tiefen Schatten im dichten Tann, abhold scharfer, heller Beleuchtung. Weiter spielt es gern an Brunnen und Teichen. Traumverloren gleiten unsere Blicke hinab in das krystall'ne Haus, schauen dort drunten köstliche Auen, prangende Triften; dort heben sich uns empor wundersame Gestalten seltsamer Art. Sanft murmelnd singt uns die murmelnde Welle in harmonischem Gleichklang ein bestrickend Lied, gepaart mit der Lüfte spielendem Hauche, welcher des Schilfes Gebüsch leicht rührend bewegt; beide, sie tragen uns unmerklich hinüber in das Land der Träume.

Wir sehen demnach, das Märchen kennt keine feste, geographisch zu bestimmende Heimath wie die Sage, welche sich an gewisse Gegenden, bestimmte Berge und Thäler knüpft, die das morsche Gemäuer verwitterter Schlösser und Burgen, die Zeugen vergangener Blüthe und Herrlichkeit, gleichwie Epheu und Gaisblatt liebevoll umspinnt. Das Märchen eilt vielmehr

in ungezügelttem Wandertrieb von Hölle zu Himmel, von den grünen Matten des Gebirges zum wildumtosten Meeresstrand, von sonniger Flur zum kühlen, schattigen Wald. Mit der Verallgemeinerung des Schauplatzes schweift das Märchen also zugleich in nebelgraue Ferne, taucht in des Brunnens geheimnißvolle Tiefe und birgt sich in Waldesnacht in das Zwielicht unsicherer Beleuchtung.

Mit dieser Ungebundenheit des Orts stimmt überein, daß die Menschen, welche uns hier entgegentreten, gleichfalls nicht gefesselt sind an spezielle Herkunft, an bestimmte Geschlechter und Familien, sondern solcher Bezeichnungen entbehren. Eine nähere Bestimmung findet sich nur insofern, als sie die Bildung des Familien- und Gemeindelebens mit verschiedenen Ständen in einfachen, halb patriarchalischen Verhältnissen schafft. Zunächst bewegen wir uns im Bann des väterlichen Hauses; Vater, Mutter und Großmütterlein, Schwester und Bruder, dazu das Gesinde, der Knecht und die Magd, sie alle sind dem Märchen theure Gestalten. Im weiteren lernen wir Vertreter von Ständen kennen und zwar, wie schon bemerkt, besonders von solchen, wie sie ein bescheidenes, beschränktes Land- und Waldeleben abseits höherer Kultur erzeugt. Da treffen wir den Hirten des Dorfes und den pflügenden Bauer, den um kärglichen Lohn regen Holzhacker und den hungrigen Bettelmann, der im Schatten und Schutz des Forstes seine Ruhstatt sucht, den rußigen Köhler und den grünen Jägersmann mit Flinte und Hirschfänger, den knallenden Fuhrmann auf der Heerstraße und den rechnenden Wirth im Krüge, die spinnende Bäuerin und die Garben bindende Dirne, den fröhlich singenden Handwerksburschen und den lustigen Spielmann mit seiner Fiedel, den mehlbestäubten Müller und Bäcker, das pfiffige Schneiderlein und den griesgrämigen Schuster, den behäbigen Meßger und den handelnden Krämer, den muskelgewaltigen Schmied im Schurz am Blasebalg und Amboß wie den flinken Schreiner

an der Hobelbank, den wilden Räuber und den gerechten Richter, den würdigen Priester mit seinem Gehilfen, dem Küster, den zechenden Landsknecht und den fahrenden Schüler, endlich den quacksalbernden Bader und den studirten Doktor. Nach oben zu lenkt das Märchen den Blick vor allem auf die glänzenden Gestalten des Königs und der Königin, des Prinzen und der Prinzessin. Namen werden verhältnißmäßig selten erwähnt, und zwar sind es dann meist Vornamen, wie sie vorzugsweise die ländliche Bevölkerung trägt. So hören wir von dem bald dummen, bald gescheitern Hans, von dem guten Hänsel, von der klugen Gretel und der verständigen Else, von der bösen Frau Trude und dem thörichten Katherlieschen, von dem mitleidigen Marleenten (Marianne) und der garstigen Saune, von dem Jungbauer Frieder und dem Gänsejungen Kurdchen, von der schönen Kathrin, der dicken Trine und der hageren Liese, vom faulen Heinz und getreuen Johannes, vom eisernen Heinrich wie von Ferencand getrü und ungetrü u. s. w. Familiennamen tauchen nur ganz vereinzelt auf.

Gern wählt das Märchen auch Bezeichnungen, die Beschäftigung und Lebensweise andeuten, die hergenommen sind von Geistesart und Temperament, von Schicksalen, von der Umgebung, von Aussehen, Gestalt und Kleidung; hier und da spielen auch mythische Bezüge mit. Solche Namen sind z. B. Aschenputtel, Dornröschen und Rosenroth, Prinzessin Allerleirauh, Ein-, Zwei-, Dreiänglein und Schmerzenreich, Rothhäppchen, Schneewittchen oder Schneeweißchen; ferner Däumling und Daumesdick, Fundervogel und König Drosselbart, Dümmling und Spielhansl, Meister Pfriem und Doktor Allwissend; Schwarzsamsel wird der Köhler genannt, Bruder Lustig der verabschiedete Soldat. — So vermeidet auch das Märchen, wie wir soeben gesehen, in der Benennung das genau Bestimmte und zieht das Allgemeine vor.

Dieser Vorliebe für das Ungebundene, Fessellose entspricht ferner das dem Märchen eigenthümliche Wunder. Gerade dieses, das Wunder, bildet den Mittelpunkt aller Märchendichtung; es verschmelzt sich auf das innigste mit dem Alltäglichen und Gewöhnlichen, mit dem Natürlichen, wie wir es alle Tage sehen und hören können. An eine naturgemäße Entwicklung der Dinge schließt sich unvermittelt ohne besonderen Hinweis, ganz als ob es so sein müßte, als selbstverständlich eine Darstellung von wunderbaren Begebenheiten, das Auftreten von wunderbaren Personen und Thieren, kurz eine Gedankenfolge, die alle Naturgesetze aufhebt, dieselben, sozusagen, auf den Kopf stellt; sie gebietet uns, auf alle vernünftigen Grundbedingungen zu verzichten, von denen aus, durch die Erfahrung belehrt, wir uns gewöhnt haben, die Erscheinungen, die Vorgänge in der Natur und im menschlichen Leben zu betrachten und zu beurtheilen. So versetzt uns das Märchen gleichsam in einen traumhaften Zustand, wo wir zwar innerhalb der Materie bleiben, aber doch jegliche Schwierigkeit derselben überwinden, wo die Phantasie in leichtem, raschem Fluge sich über die uns sonst im Erndasein gesteckten Schranken erhebt. Hier bewegt sich der Mensch, wie Goethe sagt, frei von Bedingungen, in welche er eingeklemmt ist, hier wird das Unmögliche möglich, das Unglaubliche Ereigniß. — Da unsere naiven Vorvordern in den Thieren ihre trauten Gesellen sahen, so hoben sie dieselben unmerklich auf Menschenstufe, verliehen ihnen menschliches Empfinden, Fühlen und Denken in enger Mischung mit thierischen Trieben und Lüsten und gaben jenen dazu die menschliche Sprache. So ergößen wir uns an dem übermüthigen Hähnchen und muthwilligen Fohlen, bemitleiden das von der tückischen Kaze verfolgte unschuldige Mäuschen, hören, wie der kluge Rabe Rath ertheilt, erfreuen uns an der ausdauernden Treue des Haushundes Sultan sowie an dem girrenden Täubchen, dem Sinn-

bild der Reinheit, schauen ferner in traulichem Verkehr mit dem Naturmenschen das schüchterne Häslein und das sanfte Reh, treffen weiter nicht minder als gewohnte Genossen den dummen, gefräßigen Wolf wie den gewandten, listigen Reineke. Oft wohnen den Thieren Zauberkräfte inne wie dem wunscherfüllenden Butt im Wasser und dem alles Verborgene und Heimliche wissenden Löwen, dem wegweisenden Böglein, der heilenden Schlange, dem weissagenden Frosch u. a. m. Dazu treten fabelhafte Thierwesen wie das fliegende Pferd, der Vogel Greif, der Drache und Lindwurm u. s. w. Nicht selten endlich vernehmen wir von wunderbaren Verwandlungen der Menschen in Thiere, in denen nun thierische und menschliche Art sich auf wunderbare Weise verbindet. Außerdem besitzen eine Menge leblose Gegenstände wunderbare Eigenschaften, insonderheit gilt dies von Dingen aus Gold und funkelndem Geschmeide; ja sogar läßt das Märchen aus solchem Metall lebende und zwar wunderkräftige Thiere erstehen. Vielfach weisen diese Erscheinungen auf das Morgenland zurück, aus dem im Mittelalter, als das goldene Byzanz seine Thore öffnete, viele Märchen im Anschluß an die romantische Kunstepik bei uns eingewandert sind und Bürgerrecht erworben haben. Auch verleiht das deutsche Märchen Gliedern der Pflanzenwelt sowie der perlenden Welle Leben und Empfindung, seltener von Menschenhand gefertigten Dingen oder Theilen der unorganischen Natur. Oft spielen bei den Wundern christliche Züge mit; sie geschehen häufig durch Gottes gnädige Fügung. Engel in schneeweißen Kleidern oder geborgen in die Gestalt von weißen Tauben senken sich hilfreich herab, trösten und erquickten die Guten und Frommen in der Noth. Ja, es wird berichtet, wie der liebe Gott und der Heiland selber einst als Armer auf der Welt gewandelt. Daneben bemerken wir die volkstümliche Lieblingsfigur des Apostelfürsten, des Himmelspfortners Petrus, während auch das Gegenbild, der Vertreter des bösen Prinzips,

der Teufel, meist angethan mit grünem Jägerrock oder als ein fremder, reichgekleideter Herr, aber mit dem in der Volksvorstellung typisch gewordenen Pferdefuß, oft in die Märchenhandlung eingreift.

Vielsach wird das Wunder durch mythische Kräfte bewirkt, denn die deutschen Märchen wurzeln zum Theil in ur-altem Mythos. Der Volksglaube grauer Vorzeit übertrug unerklärliche Naturerscheinungen, deren Wirken das menschliche Leben vom Anfang bis zum Ende begleitet, dasselbe wohlthuend oder schädlich beeinflusst, auf religiös-sittliches Gebiet, schuf aus den elementaren Gewalten der Natur theils göttliche, gottähnliche Wesen von gutem, edlem Charakter theils Dämonen von unheimlich böser Art; ein Volksglaube, wie er uns in dem germanischen Mythos so phantasievoll, gedankenreich und sittlich ernst entgegentritt. Die Erinnerung an denselben ist im deutschen Märchen zuweilen noch deutlich, klar erkennbar erhalten, häufig jedoch verblaßt und entstellt, wenn nicht gänzlich entschwunden. Das Mythische stellt sich uns, um im Bilde zu reden, wie eine hohe Alpenkette dar, deren schneebedeckte Gipfel noch vereinzelt in rothiger Abendröthe erglänzen, während die übrige große Bergmasse bereits in duftig bläulicher Ferne schimmert, mit den aufsteigenden bleichen Fittigen der Abenddämmerung langsam verschwimmt und tiefer und tiefer, dunkler und dunkler zurücksinkt, bis die schwarzen Schatten der Nacht allmählich das Gestein geheimnißvoll umschleiern. Es möge genügen, diesen hochinteressanten Gegenstand, der eine stattliche Literatur hervorgerufen hat, seinen Hauptmomenten nach kurz zu besprechen. — In vielen Märchen begegnen uns als Mächte, welche das Wunder vermitteln, Riesen und Zwerge, jene die Vertreter der rohen Naturkräfte, der rauhen Elemente, welche jegliches Kulturleben zu zerstören drohen, gewaltige, das menschliche Maß weit übersteigende Gestalten von erstaunlicher Körperstärke und

wilder, ungezügelter Art, hier und da mit Beimischung von gutmüthigem Wesen; diese, die Zwerge, auch Berg- oder Schwarzelven genannt, nicht größer als drei- oder vierjährige Kinder, häßlich, krumm, runzelig und verwachsen, mit ellenlangem, eisgrauem Bart, rothen, feurigen Augen, als Wichtelmänner mit rothen Hütchen bekleidet, stellen personifizirend die unterirdisch wirkenden Mächte dar des Feuers und der Metalle, daher man sich dieselben im Innern der Erde, in Felshöhlen wohnend dachte als Besitzer und Hüter kostbarer Schätze. Listig, verschlagen, behend und kunstfertig, zeigen sie sich im Märchen theils hilfreich, gütig, mitleidig theils auch undankbar und voll Tücke. Die Lichtelfen hingegen, Wesen von zarter, ätherischer Gestalt, der Pflanzen- und insbesondere der Blumenwelt angehörig, äußern sich stets freundlich, theilnehmend und hilfsbereit. Mit diesen lassen sich die guten, weisen, rathspendenden Waldfrauen vergleichen und die fremden gutherzigen Feen, deren Milde und Güte schon in ihrer lichten Erscheinung sich versinnbildlicht. Feindselig gegen die Menschen treten die weiblichen Dämonen des bösen Prinzips auf, die Hexen, im Gegensatz zu den Waldfrauen, ähnlich den fremden bösen Feen. Ihrem Charakter entsprechend haben sie im Volksmund wie hinterlistige Zwerge, ihr männliches Gegenbild, rothe Augen, vor Altersschwäche wackelnden Kopf, eine krumme, mit der Spitze bis fast an das Kinn reichende Nase, sind mager, zeigen eine gelbe und braune Hautfarbe und tragen hier und da wohl eine große Brille. Sie können nicht weit sehen, dafür besitzen sie aber eine feine Witterung wie die Thiere, wodurch sie die Annäherung von Menschen merken. Damit hängt ihr Appetit auf Menschen- und zwar vor allem auf zartes Kinderfleisch zusammen. Der selbe Zug des Menschenfressens findet sich auch bei manchen gleichfalls als Hexen aufgefaßten Stiefmüttern. Solch thierisches Wesen ist bezeichnend. Die Hexen verstellen sich anfangs, thun

schön und freundlich, aber nur um die Menschen und besonders die Kinder in ihre Gewalt zu bekommen; wer indeß mit ihnen nicht spricht, über den erlangen sie keine Macht. Ferner kennt das Märchen Hexenmeister und böse Zauberer; auch diese erscheinen oft als Menschenfresser. Die Nixen, sowohl männlich als weiblich gedacht, sind die Bewohner von Brunnen und Teichen. Ihrem Aeußern nach von ihrem Wohnsitz her gezeichnet mit grünen Augen, schilfbekrönt, die Nixenweiber mit langen Haaren, welche wie ein wallender Schleier den weißen Leib gewandartig umhüllen, tauchen sie im Märchen aus der Tiefe ihres Elements empor, um in der Regel voll Arg, sich zuerst gleich den Hexen verstellend, mit sanfter, meist traurig klingender Stimme, durch ihre eigenartige, berückende Schönheit die Menschen zu verführen und zu verlocken und ihnen dann zu schaden. Nicht selten rauben sie wie die Zwerge der Bauern Kinder und legen dafür ihre häßlichen Wechselbälge in die Wiege. Christliches und Heidnisches zeigt sich miteinander gemischt. So erkennen wir, daß die heidnischen Dämonen des allmächtigen Waltens des christlichen Gottes sich wohl bewußt sind. Ja, einmal sogar wird erwähnt, daß die Wassernixe in die Kirche geht. Ferner tritt an die Stelle des Riesen wohl zuweilen der Teufel.

Weniger deutlich scheint die Erinnerung an die germanische Götterwelt erhalten; doch lassen sich noch manche Spuren auffinden, die uns zum goldglänzenden Asgard zurückleiten.

Wer sich für wissenschaftliche Forschung nach dieser Richtung hin interessiert, dem seien zum Studium Linnig's „Deutsche Mythenmärchen“ (Paderborn 1883) empfohlen, eine vortreffliche Zusammenstellung und Bearbeitung des hierhergehörigen Materials.

Ich führe das vorhin über die Entstehung des alten Volksglaubens Gesagte etwas weiter aus. Der Gegensatz von Licht

und Finsterniß wird als Kampf aufgefaßt, wie er sich vornehmlich im Gewitter zeigt. In weiterer Entwicklung werden die im Wetterstreit wieder erstandene sonnenbeglänzte Himmelsbläue dem heiterstrahlenden Tag, die sich ballenden, schwerdräuenden Gewitterwolken der düstern Nacht gleichgesetzt, sodann der freundlichen, warmen Sommerszeit und dem finstern, rauhen Winter; endlich reiht sich daran die Vorstellung von dem schließlichen Vergehen dieser Welt und einer vom Glanze ewigen Lichtes verklärten, seligen Zukunft. Allmählich vollzog sich darauf die Wandelung ins Göttliche und Dämonische. Daher das Ringen und Kämpfen der nordischen Olympier mit ihren Widersachern in der dämonischen Riesenwelt bis zur Götterdämmerung hin. — So entstandene Natur- und Göttermythten liegen einer Anzahl deutscher Märchen zu Grunde; wesentlich unterstützt oder bestätigt wird die mythische Deutung durch verwandte oder gar übereinstimmende Eddasagen. Im Märchen gehen die sich befehrenden Mächte über in Drachennegeheuer und ungeschlachte Riesen, die Wächter verzauberter Prinzessinnen und prächtiger Kleinodien in den Märchenschlössern und hohlen Märchenselsen wie auf der andern Seite in rettende, erlösende Helden. So bildete sich mit der Zeit ein bestimmter Typus für die Märchenhandlung aus, der dann bei dem Schaffen neuer Märchen vielfach als altbewährter Apparat verwandt wurde. An Stelle der Drachen und Riesen erscheinen, wie bereits früher erwähnt, auch andere dämonische Wesen tückischer, arglistiger Natur.

Als Beispiel, wie sich der Uebergang wohl vollzog, greife ich aus den Märchen, welche hierher gerechnet werden, einen Edelstein deutscher Dichtung heraus, das anmuthige, sinnige Märchen vom Dornröschen. Dasselbe wird folgendermaßen erklärt. Odin, der Jahresjonnengott, hat sich während des Winters zurückgezogen aus Gram darüber, daß ihm seine traute Gemahlin, die im sommerlichen Schmuck prangende Erde, durch

den eisigen Winterdämon entrückt, geraubt ist durch die Macht des winterlichen Todesschlafes, der im Märchen durch den verhängnißvollen Spruch der dreizehnten, nicht zum Fest geladenen bösen Fee, einer Schicksalsnorne, der Personifikation des dreizehnten Monats des altgermanischen Jahres, angewünscht wird. Die Verzauberung, welche durch den Spindelstich geschieht, weist damit auf das Arbeitszeug der Göttin hin, welche wir in der oben im alterthümlichen, mit Spinnweben durchzogenen Thurmgemach spinnenden Alten wiedererkennen. Die eisernen Fesseln dieses Todesschlafes sind außerdem angedeutet in der emporschwerenden, undurchdringlichen Dornenhecke. Wenn nun der Lenz naht, da pakt den Himmelsgott heißes Verlangen, unwiderstehliche Sehnsucht nach dem fernen theuren Weibe; mit Donnerton und Sturmesbraus bricht er alsdann hervor. Und wie die in winterlicher Starre gebundene Erde sich löst unter dem belebenden Hauche der linden Frühlingslüfte, unter den wärmenden Strahlen der höher steigenden Lenzessonne, wie es allenthalben in Gottes herrlicher Natur sproßt und grünt, wie es sich überall streckt und regt, die winterliche Dede den Lenzesblüthen weicht, das liebliche Schneeglöckchen mit neugierigem Köpfchen aus dem bethauten Erdreich hervorlugt, und wie nun in rascher Folge sich ein Blümchen an das andere reiht, emsig bemüht, das zarte Grün des Wiesen Teppichs vieltausendfarbig zu schmücken, wie Baum und Busch ein neues duftig Gewand anlegen, wie Flur und Wald, Berg und Thal erglänzen in wiedererstandnem, wonnigem Frühlings schmuck, so wandeln sich auch in unserm Märchen, als die von der bösen Fee bestimmte Zeit von hundert Jahren, wohl zu vergleichen der etwa hundert Tage währenden strengen Winternacht des Nordens, vollendet ist, da wandeln sich auch vor dem vermenschlichten Odin, dem heransprengenden Königssohn, die Dornen in Blumen, und deren Knospen erschließen sich zu blühenden, duftenden Rosen,

dem Sinnbild der sommerlichen Wonnezeit der Natur; mit siegreichem Fuß erlöst der Prinz das verzauberte Dornröslein und mit ihm das ganze verwünschte Schloß zu neuem, fröhlichem Leben.

Das Fehlen einer direkt übereinstimmenden Odinsage kann kein Bedenken erregen, da andere Märchen, welchen derselbe Naturmythus zu Grunde liegt, auf ähnliche Eddasagen z. B. von Thorr, Fro u. a. hinweisen. Zudem erinnere ich an die Befreiung der Walkyrie aus der Waberlohe.

Viele Gegenstände im Märchen, denen wunderbare Fähigkeiten innewohnen, wie z. B. der sieggewährende Speiß des Wundermännleins, der alle Thüren öffnende Stock oder Degen, das unwiderstehliche, durch spätere christliche Auffassung heilige Schwert, das Goldpeitschen, die Wünschelrute, der derbe Knüppel aus dem Sack, das Tischleindeckdich, der Goldesel, die unfehlbar gewinnenden Würfel und Karten, die Siebenmeilenstiefel, das wunderbare Hüttlein, die Wunsch- oder Glückshaut, das an Wates gewaltiges Horn erinnernde Märchenhorn wie das goldene Pfeisken u. a. mehr, sie deuten alle zurück auf mythische Dinge und zwar zumeist auf Odins wunderbare Besitzthümer. Mit der Zeit ging natürlich die Erinnerung an das Mythische verloren, und man folgte dem freien Fluge der Phantasie. Die von selber spinnenden Spindeln, der sich — gleichwie in der Kyffhäuser-sage das den Musikanten als Lohn gespendete Laub — in Gold wandelnde Flachs und Aehnliches stammt von der Göttin der Fruchtbarkeit und der Geberin alles Guten, der Frau Holle, in deren im Brunnen sich abspiegelndes, heitererglänzendes Himmereich die Mädchen springen wie die Gold- und Pechmaria. In ihr Land kehren heim die gestorbenen Kinder, wie deren Seelen vor der Geburt bei ihr gewesen. Züge des germanischen Kultus kehren ferner wieder in den Räthselfragen des Märchens, in der Heilung erkrankter oder verstümmelter Glieder. Anklänge an

das goldene Asgard finden sich weiter z. B. in dem fabelhaften Glasberg; an Odins Hochsitz erinnert der Thron Gottes im Märchen vom Schneider im Himmel u. a. mehr. Langsam mischen sich mit dem Frühroth des emporsteigenden Christenthums christliche und heidnische Vorstellungen; diese weichen vor jenen allmählich zurück. So erhält der getreue Diener Johannes seinen Namen durch Anlehnung an Christi treuesten und theuersten Apostel. Die Stelle des menschenfreundlichen Thorr nimmt der volksbeliebte Petrus ein, von dem es noch heute im Volksmunde heißt, wenn es wittert: Petrus schiebt Regel. Derselbe packt den Fisch, der entchlüpfen will, wie Thorr den in einen Lachs verwandelten Loki nach langem Mühen endlich erhascht; er legt die Glieder der todtten Königstochter ebenso kunstgerecht zusammen wie Thorr diejenigen seiner Böcke. Was indessen die Erweckung vom Tode anlangt, wie sie auch sonst im deutschen Märchen vorkommt, so kennt der nordische Göttermythos dieselbe in Bezug auf Menschen nicht; diese spielt an, wie es scheint, auf die biblische Wiederbelebung von Jairi Töchterlein. Nachdem weiterhin das Christenthum sich Bahn gebrochen, der Germane einmal den trotzigten Nacken unter das Kreuz gebeugt, da erging es den früher verehrten Gottheiten schlimm, sie wurden vergessen oder gar verstoßen und mußten in letzterem Falle in das Reich des Bösen übertreten. So vereinigte sich wohl mit dem von altersher im Christenthum bekannten Teufelsbündniß, welches sich im Märchen derart darstellt, daß man das eigene Ich einsetzt oder das Liebste, was man besitzt, in der Regel dasjenige lebende Wesen, das bei der Heimkehr zuerst entgegenkommt, gegen die Wunscherfüllung verspricht, die frühere altgermanische Wotansweihe, welche darin bestand, daß man für die Erfüllung seiner Wünsche sich dem Wotan weihte d. h. sich selbst nach einer bestimmten Frist den Tod gelobte.

Wir kommen zu dem sittlichen Werth des deutschen Mär-  
 Neue Folge. I. 24. 2 (907)

chens. Dasselbe ist vorzugsweise eine naive, einfältige Poesie des Herzens; es wendet sich an das Gemüth; das Lehrhafte drängt sich in ihm nicht auf wie in der bewußt auf dies Endziel sich richtenden Fabel, sondern ist zugleich in dem Stoff enthalten und mit ihm unbewußt eng verwachsen, bietet sich uns dar als unzertrennlich verbunden, eins mit der Erzählung. So wirkt das deutsche Märchen ethisch, ohne ausdrücklich eine Morallehre auszusprechen, zu betonen. Fast immer offenbart sich in ihm, abgesehen von dem bloßen Scherzmärchen, der Glaube an eine sittliche Weltordnung, Zeugniß ablegend von tief sittlichem Bewußtsein, von festem Pflicht- und Rechtsgefühl als unverrückbarem Eigenthum unseres Volkes, als einem Erbtheil, das, den späteren Geschlechtern von den Vorvordern überkommen, von jenen treu bewahrt wird als edelste Habe. Hier entrollt sich uns ein trautes Bild wackerer deutscher Treue, wie der treue Diener Heinrich drei eiserne Reifen um sein Herz legt, das über die Verwandlung seines Herrn in einen Frosch tief betrübt ist, damit es nicht zerspringe, wie der getreue Johannes sogar vor einer Verzauberung in lebloses Gestein nicht zurückschreckt, ja, wir bewundern die standhafte Treue der treulos verlassenen bräutlichen Maid; heilig ist so das gegebene Wort. Dort erheben wir uns an inniger, alles überwindender Mutter- und Geschwisterliebe. Hier wohnt unter niedrigem Dach einfacher, thätig schaffender Eltern stillfriedliches Glück; höher als Gold und Gut, als der Menschen Gunst steht ihnen das Lächeln ihres Nesthäkchens. Dort ergreift unbezwingliches Weh den Fernen nach dem bescheidenen Hause des Vaters, nach der traulichen Stätte, wo ihm die Wiege gestanden. Hier schlägt unter dem rauhen Kittel, unter dem groben Nieder ein warmblütig, mitleidig Herz, dort erquicken wir uns an den Früchten emsigen Fleißes, erfreut uns die Herzhaftigkeit, erhebt uns das unentwegte Gottvertrauen des Schwachen. So treten uns im deutschen Märchen echt deutsche

Kerngestalten entgegen, bieder und rechtschaffen, ohne Ueberhebung, voll Mitgefühl und Achtung des Kleinen, schlicht und recht, ehrlich und fromm, arbeitsam und zufrieden in ihrem dürftig-behaglichen Heim. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. In dem treuherzigen Sohn erkennen wir den Vater, in dem sittigen Mädchen die Mutter. Das wirkt belebend wie ein kühlender Hauch in schwüler Sommersglut, anheimelnd wie der Gruß eines alten, lieben Freundes, traut und sanft wie der säuselnde Abendwind in den Zweigen der deutschen Eiche, feierlich erhebend wie Glockenton und Orgelklang, läuternd und veredelnd wie das Feuer heiliger Begeisterung, wie das heilige Wort Gottes, denn Gott spricht zu uns durch die Einfalt und Unschuld des kindlichen Herzens.

Und nicht bloß einfach kindliche Menschen lernen wir kennen von solch' trefflicher Gesinnung; auch die Thiere des Hauses und Waldes, die trauten Genossen des Menschen, erscheinen vielfach, soweit ihre Natur dies irgend zuläßt, besseren Regungen zugänglich. Treu und anhängend, dankbar für freundliche, gütige Behandlung, zeigen sich viele derselben hilfsbereit in der Noth. In rührender Liebe bestattet Hähnchen das todte Hühnchen, macht einen Hügel über das Grab, setzt sich darauf und grämt sich so lange, bis es gleichfalls stirbt.

Freilich fehlt das schwarze Gegenbild nicht, wie es bei Kampf und Gegenkampf, bei Spiel und Gegenspiel nicht anders sein kann. Wir hören oft, wie schlechte, heimtückische Menschen (oder Dämonen) Arges, Böses üben; zugleich aber erfahren wir, wie jene vor der Stimme des bösen Gewissens zittern, wie sie nach frevler That von innerer Angst gefoltert werden, vor innerer Qual sich nicht zu lassen wissen. Ja, die wilden Thiere des Waldes scheuen instinktiv das Gesetz, fürchten das Auge der Obrigkeit. So wagt sich der gierige Wolf nicht auf offener Straße an das unschuldige Rothkäppchen.

Daß das Gute siegen, das Schlechte, Böse unterliegen muß, bildet den Grundzug der Märchenhandlung. Neugier und Neid, Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit, Ungehorsam und Trägheit, Geiz und Habgier, Hochmuth und Untreue wie andere Laster, sie alle finden ihren verdienten Lohn. Mag das Böse anscheinend noch so mächtig sein, stets gewinnt dennoch das scheinbar noch so schwache Gute und Reine den Sieg. Besonders ist es die rührende Kindereinfalt, das gutherzige Kindesgemüth, das unwillkürlich vor dem Niedrigen, Gemeinen zurückbebt, wenn es überhaupt in seiner Reinheit und Harmlosigkeit dasselbe ahnt, das, unerfahren in weltlichen Listen, alle Hindernisse spielend überwindet, so gewaltig sie auch sein mögen. Wer noch an höhere Güter glaubt als an Silber und Gold, dem ist das Glück hold. Von einem wirklichen Kampf ist in der Regel kaum die Rede. Die guten, helfenden Mächte, welche den Schwachen stützen, sie bahnen ihm den Weg, entfernen die Gefahr, ehe er sich derselben recht bewußt geworden, bieten ihrem Liebling die Palme, ohne daß er recht gestritten. So schreitet die kindliche Unschuld, getragen von felsfestem Gottvertrauen, nicht selten fast somnambulenartig am Rande des Abgrunds sorglos sicher dahin, geleitet von machtvoll schirmender Hand. Frei vom Himmel herab steigt das Glück, strömt es hernieder, überschüttet seinen Günstling mit köstlichen Gaben, gießt auf ihn aus sein wunderfeliges Füllhorn. So gewinnt alsbald das auf Gottes Hilfe bauende Schneewittchen, diese Idealgestalt reiner germanischer Jungfräulichkeit, umwoben von dem Schimmer strahlender Jugendschöne, in schwerer Schickung die Zuneigung der gutmüthigen Zwerge; gefesselt von ihrem Liebreiz, widmen diese ihr treue Sorgfalt und zärtliche Pflege. So helfen dem lieblichen Aschenbrödel, das bei harter Arbeit trauert, thätig die dankbaren Tauben. Thränen wehmuthsvoller Liebe, welche das gute Rapunzel nach der Pein langer, jahre-

langer Trennung vergießt, als sie ihren trauten Prinzen erblindet wieder sieht, sie geben dem Königssohn das geraubte Augenlicht wieder. So löst die Einfalt des Däumlings die schwierigsten Aufgaben, denn er hat Herz und Kopf auf der rechten Stelle; von ihm gilt Friß Reuter's Wort: „en warm Hart, en kloaren Kopp un en fasten Will“. Dieser erhält als Preis die Krone mit der Prinzessin Hand, wie ja solch' Werben und solcher Lohn ein beliebter, immer und immer wiederkehrender Vorwurf des Märchens ist. So strecken auch dem von der bösen Stiefmutter gemißhandelten Mägdelein, das im eisigen Winter draußen im einsamen, verschneiten Forst Erdbeeren pflücken soll, duftende Waldbeeren ihr rosiges Köpfschen entgegen; so fügen selbst die wilden Thiere den guten Kindern kein Leid zu, denn die Engel Gottes beschützen sie, und ihre eigene Anschuld wirkt bannend auf thierisch rohe Triebe. Die dem deutschen Märchen eigene Anschauung von dem spielenden Sieg des Guten wurzelt in dem göttlichen Keim, der gepflanzt ist in des Menschen Brust, in der rechten, gottvertrauenden Frömmigkeit, die, eine Mitgabe aus himmlischen Fernen, unbewußt schlummert, ein unantastbares Heiligthum in der Seele des Kindes und im Volke dort, wo kindliches Wesen als Grundstimmung erhalten ist. Dieser rührende Kinderglaube, von dem auch jeder Gebildete sich ein gut Theil wahren, retten sollte aus der süßen, seligen Kinderzeit hinüber in die Stürme des Lebens, das unberührt, ehrfurchtsvoll geachtet vom grübelnden Geiste, nachzittern möge in seiner Brust wie der die göttliche Liebe verheißende Ruf der Osterglocken, das ihn begleiten möge als sein guter Engel, will er anders verhängnißschwere Heimsuchung mit Ergebung tragen, in harter Noth und peinvollem Ungemach sein sittliches Gleichgewicht behaupten; dieses gläubige Vertrauen der reinen Kinderseele ist, sage ich, der wahre, echte Genius des deutschen Märchens. So erscheint uns das Märchen, gesandt aus der

Höhe, ein leuchtender Stern, gefallen vom Himmel zur Erde, auf daß zunächst unsere Kinderwelt, dann aber auch alle die, welche sich ein kindlich frommes, einfältig fühlendes Herz bewahrt haben, ihren Sinn eintauchen in den Abglanz einer bessern, lichten Welt, sich laben an himmlischem Thau, sich an ihm erfrischen und erheben.

Wenden wir uns jetzt zum Märchen in seiner Bedeutung und Stellung als Poesie. Ziehen wir das soeben Erörterte in Betracht, den hohen sittlichen Gehalt des deutschen Märchens, seine innige Beziehung zu dem Gemüth, wie es sinnig versteht, auch der Thier- und Pflanzenwelt eine Seele einzuhauchen, rechnen wir dazu die Kraft, Schönheit und Anmuth der Erfindung, wie also Sittlichkeit und Phantasie in natürlicher, ungezwungener Harmonie sich einen, sich gegenseitig durchdringen, wie es ferner die Bestimmung in sich trägt, welche aller echten Poesie eigenthümlich ist, das menschliche Gefühlsleben in idealer Richtung zu erregen, berücksichtigen wir endlich, wie sich dem Stoffe angemessen passend anfügt eine schlichte, zu Herzen gehende Sprache, so wird es für uns keinem Zweifel unterliegen, daß im deutschen Märchen ein poetisches Gut von hohem Werthe enthalten ist. Und mit den einfachen Mitteln, welche es anwendet, zaubert es uns nicht nur liebliche idyllische Bilder vor die Seele, ruft es in uns nicht nur Stimmungen wach, wie sie in uns entstehen etwa beim Betrachten des Stilllebens, das der gewandte Pinsel des naturfreundigen Niederländers naturwahr, stolz und von gesunder Lebensfülle und Lebensfreude, voll des behaglichen Humors auf die Leinwand geworfen hat, nein, das Märchen erhebt sich auch mit eben diesen einfachen Mitteln zuweilen zu ungeahnter Höhe poetischer Kraft, poetischen Schwungs, zu gewaltiger, das Herz packender Tragik. Wer diese kennen lernen will, nun, der lese die tieftraurige Märe vom „Nachhandelboom“,

welche wir in der Grimmschen Sammlung unter Nr. 47 in hessischer Mundart verzeichnet finden. Wir hören dort, wie eine böse Stiefmutter heimlich ihren Stiefsohn ermordet, wie der heimkehrende Vater von der Frau auf seine Frage nach dem abwesenden Sohn die Lüge zur Antwort erhält, derselbe sei über Land gegangen und wolle bei dem Großsohn seiner Mutter sechs Wochen bleiben. Bei Tische macht der Vater, schlimmer Ahnung voll, seinem bedrückten Herzen mit den Worten Luft: „Ach, my is so recht trurig; dat is doch nich recht, he habbd my doch Abjüüs sagen schullt!“ Wunderbar schön, in unübertrefflicher Steigerung wird nun die Angst des bösen Gewissens geschildert, als der Missethäterin langsam die verdiente Strafe, schlimmes Verderben naht. Der getödtete Sohn ist dem Vater als Speise aufgetischt, und die Knochen desselben, welche das treue Schwesterlein unter dem Nachandelbaum vor dem Hause begraben, sind in ein Böglein verwandelt worden. Dieses fliegt davon und kehrt mit einer goldenen Kette, einem Paar rother Schuhe und einem wüchtigen Mühlstein beladen zurück. Jene sind zu Geschenken für Vater und Schwester bestimmt, dieser für die teuflische Stiefmutter. Kaum ist der Vogel in der Nähe, da wird dem tiefbetäubten Vater auf einmal so leicht, so wohl zu Muth; die Mutter aber spricht: „Nä, my is recht so angst, so recht, as wenn en swoor Gewitter kommt.“ Und als das Böglein sich auf des Hauses Dach setzt, da ruft der Vater aus: „Ach, my is so recht freudig, un de Sün n schynt buten so schön; my is recht, as schull ik enen olen Bekannten wedder sehn.“ „Nä,“ entgegnet die Frau, „my is so angst; de Täne klappern my, und dat is my as Füh in den Aldern.“ Drauf singt der Vogel, seine Mutter habe ihn geschlachtet. „Do hüll,“ fährt das Märchen fort, „de Moder de Dren to un kneep de Dgen to un wull nich sehn un hören, atwer dat bruufde ehr in de Dren as de allerstaarkste Storm, un de

Ogen brennden ehr un zackden as Bliß.“ Und so steigert sich in gressem Gegensatz zu dem Vater, der immer fröhlicher wird, und zu dem Schwesterchen „Marleenken“, das zu weinen aufhört, als sie Beide beim Hinaustreten vom Böglein die ihnen zugeordneten Gaben erhalten, die Gewissensqual der Frevlerin von Minute zu Minute; ihr ist, als bebte das ganze Haus, als stände es in Flammen; wie todt fällt sie in der Stube hin, dann rafft sie sich wieder auf; die Haare sträuben sich ihr auf dem Haupte, als wären es Feuersflammen; sie wünscht sich tausend Faden tief unter die Erde, um nur des Vogels Sang nicht zu hören. Dann faßt die Frau einen verzweifelten Entschluß; in ihrer Todesangst stürzt sie zur Thüre hinaus mit den Worten: „My is, as schull de Welt ünnergahn; ik will oof heruut, of my lichter warden schull.“ Kaum hat sie das Freie erreicht, da wird sie von dem Mühlstein zerschmettert, den der Vogel herabschleudert. — Das ist gewaltige, tief erschütternde Tragik. Ja, Gottes Wege sind wunderbar, das hallt uns mit ehernem Ton aus diesem Märchen entgegen. Kein scheinbar auch noch so geringes Geschöpf ist zu schwach, als daß es nicht in der Hand des allmächtigen Gottes zu einem furchtbaren Werkzeuge der zürnenden Gerechtigkeit anwachsen könnte. Hier fühlen wir den lebendigen Odem echter, hoher Poesie.

Wenn uns das Märchen so auf der einen Seite gewaltig erregen, uns tief bis in die innersten Fibern erschüttern kann, so erheitert es uns auf der andern durch seinen köstlichen Humor, durch seinen Scherz und Witz, wenn derselbe auch hin und wieder etwas derb ausfällt. Auch davon mögen einige Proben Zeugniß ablegen.

[m. d.] Das verschmigte Grethel schiebt die alte, häßliche Hexe in den Backofen, der für sie und ihr Brüderlein geheizt ist. Im Ofen des Schmiedes hofft die bucklige Schwiegermutter desselben junggeglüht zu werden. Als Dornröschen erwacht, da kriechen

die Fliegen an den Wänden weiter, da erhebt sich in der Küche das Feuer, da flackert und kocht das Essen; der Braten fängt wieder an zu bruzeln, der Küchenjunge erhält endlich die ihm vom Koch vor hundert Jahren zuge dachte Ohrfeige, daß er laut aufschreit, und die Magd rupft das Huhn fertig. Dem habgierigen Wirth ferner tanzt auf dem Rücken der schlagbereite Knittel aus dem Sack. An den Federn der goldnen Gans bleiben Alle kleben, die dran rühren; so läuft Däumling mit seiner Gans unter dem Arm umher und mit ihrem Anhang zu Aller Ergößen — sieben Menschen in der Reihe, immer Einer hinter dem Andern. Die vor Lachen geplatze Bohne wird vom Schneider mit einem schwarzen Faden wieder — zusammengenäht; seitdem haben, so heißt es im Märchen, alle Bohnen eine schwarze Naht. Weiter steigt Abends im Walde das Schneiderlein auf eine hohe Eiche bis zum Gipfel und dankt seinem Schöpfer, daß es sein Bügeleisen bei sich trägt, sonst hätte ihn, den leichten Patron, der Wind hinweggeführt. Vor allem besitzt Humor der Landsknecht; ein Bruder Lustig, überlistet er gern den Teufel, auf dessen Kosten das Volk willig lacht; in seiner treuherzigen Weise gewinnt letzteres dem Meister der Lüge und Bosheit sogar noch eine halb gutmüthige Seite ab. Vielfach muß auch der tölpelhafte Hans dazu herhalten, die Lachmuskeln zu rühren, wie überhaupt dumme Bauern.

Aus der Thierwelt gehört als unfreiwilliger Spasmmacher der Wolf hierher. Ich erinnere daran, wie ihm, als er im Bette schnarcht, schwere Steine in den Bauch geladen werden und er infolge der Last elendiglich ersäuft. Oft wird der Wolf von dem scheinbar theilnehmenden und guten Rath gebenden Gevatter Fuchs, dem klugen Keineke, an der Nase herumgeführt. Bekannt ist ferner der ergötzliche Wettlauf des Hasen und Igel's. Beide wollen in zwei nebeneinander sich hinziehenden Ackerfurchen einen Wettlauf unternehmen. Der schlaue Igel setzt sein Weib,

das ihm zum Verwechseln ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, an das eine Ende der Furche und sich selbst an das andere. Jedermal, wenn der Wettlauf beginnt, laufen, je nachdem, der Igel oder seine Frau einige Schritte mit; sobald nun der Hase am Ziele anlangt, rufen die Gegner abwechselnd, je nachdem dießseits oder jenseits: „Ik bün all doa!“ Dies wiederholt sich, da der Hase die räthselhafte Geschwindigkeit des Igels nicht begreifen kann und daher immer auf's neue den Wettlauf begehrt, dreiundsiebzigmal; endlich zum vierundsiebzigsten Male stürzt derselbe vor Erschöpfung mitten auf der Bahn todt zur Erde. So gewinnt der verschlagene Igel seine Wette, und Beide ziehen mit der erbeuteten „Buddel Schnaps“ und dem Wettpreis der „Lujedurs“ vergnügt von dannen.

Bei dem Wettswimmen der Fische ertönt plötzlich der Ruf: „Der Hering ist vor!“ „Wer is vör?“ schrie verdrießlich die platte, mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war. „Wer is vör?“ „Der Hering! der Hering!“ lautet die Antwort. „De nackte Hering? de nackte Hering?“ Seit der Zeit steht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

Den Schluß dieser Humorbelege bilde das harmlose Scherzmärchen vom Fuchs und von den Gänsen (Grimm'sche Sammlung Nr. 86). Jener will diese verschlingen; da faßt sich eine Gans ein Herz und bittet für sich und die übrigen um Gnade, vor dem Tode wenigstens noch einmal beten zu dürfen, dann könne er sie alle der Reihe nach auffressen und mit der fettesten von ihnen den Anfang machen. Der Fuchs, ein billig denkender Mann, willigt ein. Da beginnt die erste immer „ga! ga!“, und weil sie gar nicht aufhören will, wartet die zweite nicht, bis die Reihe an sie kommt, sondern fängt gleichfalls an „ga! ga!“, die dritte und vierte folgen, und bald gackern sie alle zusammen. Wenn sie aufgehört haben zu gackern, dann wird das Märchen fortfahren. — Das ist gesunder, frischer Volkshumor.

Was ferner die Stellung des Märchens in der deutschen Dichtung anlangt, so bedarf es keines weiteren Nachweises, daß dasselbe zur epischen Poesie gehört. Der Grund weiter, auf dem das Märchen gediehen und im Garten deutscher Dichtung zu einer zwar bescheidenen, aber lebensvollen, lebenskräftigen Blüthe herangewachsen ist, dieser ist die Seele des kindlich-einfältigen Volkes. Wenn wir vorhin vergeblich nach einer bestimmten Heimath für die Märchenhandlung gesucht haben, — nach einer Heimath, aus der das Märchen als poetisches Erzeugniß hervorgegangen ist, brauchen wir nicht zu suchen; seine Wurzeln sind tief gegründet in des Volkes Sinn und Herz. Das ergibt sich auf den ersten Blick aus Fassung und Inhalt, das erhellt aus seinem ganzen Charakter, wie wir soeben gesehen haben. Es sei mir gestattet zu dem, was in dieser Beziehung bereits früher erwähnt, dem schier unendlichen Stoff noch folgendes zu entnehmen. Da begegnen wir zunächst einer feinen, sinnigen Naturbeobachtung, wie sie ein mit der Natur eng vertrautes, sich an dieselbe fest anschmiegendes Leben bewirkt. Da sind weiter bestimmte altüberkommene Vorstellungen zähe festgehalten, wie sie naiven Kreisen ohne bewußte Bildung eigen. So wird immer und immer wieder die Stiefmutter als böse dargestellt und deren Kinder im Gegensatz zu den verwaisten der ersten Gattin jener entsprechend. Im kindlichen Volksbewußtsein ist die Mutterliebe unzertrennlich geknüpft an die Bande des Bluts. Daß diese wesentlich bestimmend sind für die treue Sorge der Mutter, deren zärtlich ängstliches Auge ihre Lieblinge aufopferungsvoll überwacht, das ist auch bei uns, in den Kreisen bewußter Bildung nicht anders geworden, dennoch wissen wir, daß höhere Gesittung in engem Verein mit höherer Bildung auch die Stiefmutter gerecht und gut handeln läßt gegen das ihr anvertraute Erbe der Geschiedenen, wenngleich sie diese wird nie ganz ersetzen können. Ebenhierher ist zu stellen die sinnliche

Auffassungsweise, wie sie sich in den Strafen ausdrückt; ich erinnere nur an die glühenden Pantoffeln, in denen Schneewittchens arglistige Stiefmutter sich zu Tode tanzen muß, ferner daran, daß einer lichten, glänzenden, schön und harmonisch geformten Erscheinung fast immer eine edle, reine Gesinnung, dagegen einer mit häßlichen Farben gezeichneten, oft auch verkümmerten oder verkrüppelten Gestalt in der Regel eine ränkevolle, niedrige Seele innewohnt.

Wie schon aus dem eben Gesagten ersichtlich, versteht es sich also von selbst, daß, wenn ich hier von einem deutschen Märchen spreche, damit das Volksmärchen gemeint ist. Doch erscheint es keineswegs ausgeschlossen, daß nicht auch aus der Hand von Gebildeten dem Volks-, mithin eigentlichen Märchen nahestehende Märchen eigener Erfindung mit oder ohne theilweise Benutzung gegebener Märchenstoffe sowie desgleichen dichterisch freie Märchenwiedergaben hervorgehen können, welche, dem kindlich einfältigen Sinn Rechnung tragend, das Märchenhafte nach Kräften bewahren, sich möglichst volksgemäß darbieten. Freilich ist eine derartige Aufgabe sehr schwierig und zwar jene in noch höherem Grade als diese. Solche Dichter müssen daher für die kindlich-naive Vorstellungsweise außerordentlich empfänglich sein, sich, wo möglich, in dieselbe hineingefühlt und gedacht, hineingelebt haben; und das dürfte immerhin nur wenigen gelingen. Märchen dieser Art stehen dann zum deutschen Volksmärchen in ebendemselben Verhältniß wie volksthümliche Lieder z. B. eines Uhlans zum Volksliede selbst. Hierher gehören zunächst etwa die anmutigen, von der Kinderwelt immer wieder gern gelesenen Märchen Bechsteins, welche Ludwig Richter mit sinnigen, dem Volksleben trefflich abgelauchten Zeichnungen so meisterlich geziert hat; sie stellen sich dem Volksmärchen gegenüber, so zu sagen, einen Ton höher gestimmt dar.

Einige weitere Bemerkungen seien gewidmet der Frage, wann unsere Märchen entstanden sind. Daß die Entstehung

derselben in eine Zeit fallen muß, wo noch größere Kreise des Volkes kindlich dachten, ist natürlich. Eine genaue Zeitangabe halte ich indeß für unmöglich. Die Märchen sind eben da seit uralter Zeit; und zwar sind die ältesten sicher die eigentlichen Thiermärchen. An diese reihen sich oder mit ihnen verbinden sich dann später, als das Heidenthum erstarrte, als es langsam der Religion der Liebe wich, diejenigen Märchen, welche mythische Bestandtheile enthalten; mit der neuen Lehre drangen auch mildere Gesittung und edlere Herzenstriebe in die Märchendichtung ein. Und jene Zeit des sagen- und fangesreichen Mittelalters, als der fremde, zauberische Orient sich aufthat und aus der Ferne neue Märchen zu uns kamen, gern und willig beim deutschen Volke Aufnahme fanden, nachdem eine Mischung mit heimischen Elementen stattgefunden und sie so gewissermaßen in deutsche Münze umgeprägt waren, mag der Märchenbildung besonders günstig gewesen sein.

Seitdem nun die deutschen Märchen jahrhundertlang durch unbewußt schaffende, immer wieder aufs neue aus dem unversiegbaren Borne poetischer deutscher Volkskraft schöpfende Poesie in mündlicher Ueberlieferung ein sich mächtig entwickelndes, sich reich entfaltendes Leben geführt haben, sind dieselben jetzt wohl ihrer weitüberwiegenden Mehrheit nach gesammelt und gleichwie in herrlichen Schreinen aufgespeichert. Und solche Schatzkästlein sind uns dann vor allem lieb und werth, wenn gottbegnadete Märchensammler wie die Gebrüder Grimm sich damit begnügen, die Märchen nach Möglichkeit getreu ohne besonders merkliche Veränderungen, freilich mit etwas Abrundung der Form so aufzuzeichnen, wie sie aus dem Volke heraus erzählt worden sind. Diese bescheidene, verständnißsinnige Objektivität in Verbindung mit der höchstmöglichen Fähigkeit eines Gebildeten, der Volksseele sich anzuschmiegen, das, was jene bewegt, nachzuempfinden, den Volkston zu treffen und die kindlich

einfache Fassung zu wahren, alles dies hat den wunderbar begabten Männern den Lorbeer gewunden.

Wir kommen nunmehr zu der großen erzieherischen Bedeutung des Märchens. Diese mag im Folgenden in kurzen Worten dargelegt werden. Die freischaltende Märchenpoesie lenkt des Kindes Blick aus der umgebenden Sinnenwelt weit hinweg in entlegene Fernen; aus jenen strömen auf dasselbe neue, unbekannte Vorstellungen der mannigfachsten Art ein, Vorstellungen, welche sich im flüchtigen, beweglichen Märchen, ungehemmt durch die Schranken der irdischen Natur, leicht und behende in der mannigfaltigsten Weise miteinander verknüpfen. Durch das Hören, Lesen, Wiedererzählen und wohl gar eigene Fortspinnen des Märchens wird im Kinde also nicht allein der geistige Horizont überhaupt ungeahnt erweitert, dasselbe zu geistiger Thätigkeit hingeführt und solche geübt, sondern auch, da wir es hier mit Poesie zu thun haben, die Phantasie in neue, reizvolle Bahnen gelenkt, poetisch bereichert und gestärkt. So legt vorzugsweise unser Märchen in des Kindes Geist den Grund zu einem köstlichen, im Leben weiterhin bei guter Pflege sich stetig mehrenden und klärenden Schätze, in den der Knabe und der Jüngling, der Mann und der Greis bei höherem geistigen Schaffen mit Zuversicht greifen können; er wird ihnen seine herrliche Spende nicht versagen. Und daß durch die kindliche Art des Märchens, durch den flüchtig-raschen Wechsel der Erscheinungen, durch den eigenthümlich anziehenden Reiz des Neuen, Ungewohnten, Entlegenen dasselbe sich mühelos, spielend dem Kinde zu eigen macht, das ist in erzieherischer Hinsicht gegenüber andern Bildungsmitteln für die Kindheit nicht der geringste Vorzug dieser Poesie.

• Kommt es vor, daß Kinder sich in die Märchenwelt mehr als gut hineinleben, darüber die wirkliche Welt vergessen, nun da werden sich schon Mittel finden lassen, dem Uebel abzuhelpen. Ich halte freilich solche Fälle für Ausnahmen, Seltenheiten

und glaube, daß Leute, welche in dieser Richtung Befürchtungen hegen, schwarz sehen. Das wirkliche Leben macht sich zu oft und zu energisch bemerkbar, als daß das Kind sich seinem Einflusse entziehen könnte. Dazu, meine ich, werden die meisten Kinder, wenn sie auch soeben noch ganz Ohr und Auge beim Märchen waren, doch in der nächsten Minute sich mit sehr realen Dingen zu beschäftigen imstande sein, ohne durch den plötzlichen Uebergang sonderlich berührt zu werden. Das bringt so des Kindes Natur mit sich, seine Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, sein veränderlicher und flüchtiger Sinn. Auch davon, daß mit dem reifenden Verstande nothwendig der Glaube an des Märchens Wunder, an die in demselben wirkenden dämonischen Wesen fallen muß, brauchen wir kein Ungemach für jenes Seele zu besorgen, kein allzuschmerzliches Empfinden, es müßte denn mit rascher Hand vorzeitig der Schleier abgezogen werden, denn jenes geht ganz langsam vor sich, und an seine Stelle tritt ebenso allmählich der ästhetische Genuß an der Dichtung, der verfühnende Trost der poetischen Wahrheit, der Schönheit in Erfindung, Komposition und Form. — Nicht minder wichtig ist der sittliche Einfluß des Märchens auf das Kinderherz. Nach allen Richtungen hin werden, wie bereits früher auseinandergesetzt, auf diesem Gebiet Seiten angeschlagen, dem Guten nachzueifern und das Böse zu meiden und zu verabscheuen. Vor allem wirkt das Märchen dadurch ethisch auf des Kindes Gemüth, daß es immer und immer wieder die reine, selbstlose, in rührender Liebe und treuer Anhänglichkeit, in theilnahmvollem Mitleid sich bethätigende Herzensgüte betont, sowie das echte, zuversichtliche Gottvertrauen. Beide stehen, und das erhöht ihre erzieherische Bedeutung, dem unschuldigen, weniger urtheilenden als fühlenden kindlichen Geiste nahe. Ferner mache ich aufmerksam auf die Pflege des Sinnes für Ordnung, Recht und Gesetzmäßigkeit, welche sich die Märchendichtung

so sehr angelegen sein läßt. Wie nothwendig es für das gesellige Leben der Menschheit ist, daß das Kind sich willig fügen, unterordnen, gehorchen lernt, nun das bedarf keiner weiteren Erörterung. Indem das Märchen nun vorzugsweise das Verhältniß der Kinder zu den Eltern ins Auge faßt, kommt es wiederum dem kindlichen Verständniß entgegen. Ebendasselbe thut es, wenn es das Unrechte gern an kleinen Kinderuntugenden zeigt, wenn es dazu das Böse überhaupt vom Gesichtspunkt der gebührend folgenden Strafe aus betrachtet und hier wieder das sinnliche Moment hervortreten läßt. Und daß die sittlichen Forderungen des Märchens nicht als Lehren erscheinen, sondern sich zwanglos in den poetischen Stoff einreihen, sich als eng zusammengehörig mit demselben zeigen, daß sie weiterhin kindlich gedacht und gefaßt sind, das erleichtert ihre Aufnahme beim Kinde und bewirkt, daß sie fast unbewußt mit dem Poetischen innig zusammengefügt in des Kindes Herz eindringen.

Diesem hohen sittlichen Gehalt des Märchens gegenüber erscheint der Einwurf, der hier und da wohl erhoben wird, dasselbe gewöhne die Kinder leicht an ein unwahres Wesen, unhaltbar. Dann dürfte man auch behaupten, das Spiel, in welchem das Kind, unbeirrt durch die nicht übereinstimmende Wirklichkeit, seiner Phantasie folgt, verleite es zur Lüge. Dazu sei noch auf Folgendes hingewiesen. So lange das Kind die wunderbaren Gebilde dieser Poesie gläubig entgegennimmt, kann von einer sittlichen Gefahr keine Rede sein, sobald es aber merkt, daß die Wunder Wunder sind und der wirklichen Natur widersprechen, fühlt es auch instinktiv, daß dichterische Erfindung und sittliche Unwahrheit von einander verschieden sind. Wenn demnach das Märchen einen bedeutenden erzieherischen Werth besitzt, wenn es neben der allgemeinen geistigen Anregung, die es bewirkt, zugleich auch, und das ist die Hauptsache, einen poetisch bildenden und sittlich veredelnden Einfluß auf den kindlichen

Sinn ausübt und somit seinem Theile nach den Boden so vorbereiten hilft, daß auf ihm dereinst mit der wachsenden Reife des Verstandes und der zunehmenden Vertiefung des Gemüthslebens reiche Geistesfrucht erstehet, ein voller Kranz hoher Tugenden erprieße, ein sittliches Rechts- und Pflichtbewußtsein sich entwickle, kurz ein ideales Lebensfühlen gedeihe, in Wort und That sich offenbare, so müssen wir schon mit in den Kauf nehmen; wenn manche Kinder durch die Verührung mit der finsternen, tückischen Dämonenwelt wohl eine Weile etwas furchtsam werden, weicht doch dieses Gefühl alsbald der höhersteigenden Sonne der Erkenntniß und wird es alsdann nur die poetisch-sittliche Befriedigung zurücklassen. Wo sich ein schädliches Ueberwiegen solcher Elemente bemerkbar macht, da schreite man nach Kräften ein, und sollten sich dennoch später Reste abergläubischer Furcht erhalten, so nehme man dieselben mit sanfter Hand hinweg. Ueberdies füge ich an, daß das Märchen das für das Kinderherz Schreckliche, Grauenhafte dadurch mildert, daß es zugleich als Gegenbild den muthigen, unerschrockenen, Ueberwinder bringt. — Weiter fragt es sich, wo das Märchen als Erziehungsmittel zu pflegen ist, ob im Hause oder in der Schule oder in beiden zusammen. Meines Erachtens kann nicht zweifelhaft sein, daß die richtige Stätte dafür in erster Linie das Haus ist. Mutter und Großmütterchen zuvörderst, sie, die natürlichen Leiterinnen der Kleinen auf ihrem ersten Lebenspfade, sind die berufenen Märchenerzählerinnen; sie tauchen, von jenem schönen Vorrecht des Weibes Gebrauch machend, ihren Sinn wieder ein in des Kindes Leben, in sein Fühlen und Denken, in seine Lust und in seinen Schmerz; sie empfinden wieder in eigener Seele mit des Kindes Wonne und Wehe über des wunderholden Märchens freud-leidvolle Gaben. Wenn dagegen die sogenannte Ziller'sche Methode dasselbe zum Mittelpunkt des Unterrichts für die ersten Stufen macht, so

scheint sie mir über das Ziel hinauszuschießen. Abgesehen von andern Gründen, deren Erörterung hier nicht statthaft ist, spricht, meine ich, zunächst schon das Interesse an der Poesie gegen diese Unterrichtsweise. Ich bin der Ueberzeugung — und mit mir stimmen gewiß Viele überein —, daß das Märchen als Ausgangs- und Angelpunkt der Unterweisung im ersten Schuljahre seines poetischen Zaubers beraubt und dadurch — mag der Lehrer auch noch so verständnißfönnig für dasselbe angelegt sein, was nicht immer der Fall ist — der Jugend allmählich entfremdet, ja geradezu verleidet werden muß. Ich glaube, es paßt viel besser zu dem ganzen Charakter der Märchenpoesie, wenn der Schüler nach der auch bei der vorzüglichsten Methode doch immer nothwendigen höheren geistigen Anstrengung, wie sie die Schule verlangt, die Lektüre derselben für seine Muße-stunden aufspart, um sich dann mit vollem Behagen in die Dichtung zu versenken. Meiner Ansicht nach findet das Märchen im deutschen Volksunterricht wie in den entsprechenden Klassen der höheren Schule seinen gebührenden Platz mit anderer Poesie vereint in sorgfältiger Auswahl des Besten und Typischen im deutschen Lesebuch, wie es bereits jetzt geschieht, freilich nicht, damit daran Grammatik geübt werde; auf höherer Stufe aber im Literaturunterricht sei das Märchen eine berechtigte Blüthe am Baume deutscher Dichtung.

Zum Schluß wollen wir in Kürze untersuchen, ob dem Märchen in der Gegenwart die gebührende Pflege zutheil werde oder nicht. Man begegnet wohl öfters der Klage, es habe den Anschein, als ob das Märchen unsere stolz aufstrebenden Wohnpaläste fliehe, als ob es sich in der weiten Zimmerflucht, in den hohen, hellen Räumen der Neuzeit unwohnlich, ungemüthlich fremd fühle und scheu sich zurückziehe in die Kumpelkammer, in die Einsamkeit verklungener Herrlichkeit. Freilich sproßt das Märchen, einem wilden Heideröslein

vergleichbar, am liebsten im Verborgenen, im Waldesdunkel, am verschwiegenen Rain, auf der stillen Halde hinter der Hecke. Ebenso regt sich in uns die Märchenphantasie gern in alterst-grauen Häusern mit dunklen Winkeln und Erkern, seltsamen Schnörkeln und alterthümlichem Zierat, morschen Stiegen und von Spinnengewebe überzogenen Wänden, niedrigen Stübchen mit vergilbten Tapeten und gebräuntem Täfelwerk, mit kleinen, buntbemalten, halbverhangenen Fenstern, durch welche der Sonne rosiges Licht nur gedämpft hereinfällt, träumend umspielt bescheidenen, altehrwürdigen Hausrath, graue Spinden, metallbeschlagene Truhen, auf die wohl manch verwöhntes Kind des neunzehnten Jahrhunderts verächtlich herabschaut. Dort läßt es sich trefflich plauschen und flüstern in lauschigen Nischen, dort werden Märchenprinz und Märchenprinzessin wieder lebendig, dort huscht es heimlich von Geistern und Kobolden im dämmernden Flur, Trepp auf Trepp ab zu düstern Gängen hin, zu versteckten Böden und Korridoren. Gewiß, solche Stätten wirken stimmungsvoll, machen besonders empfänglich für des Märchens Zauber; gewiß, eine solche Umgebung eignet sich besser zur Wiederbelebung der alten, lieben Märchengestalten als die weiten, hohen Räume, in denen wir uns heute vielfach bewegen, aber eine wirkliche Gefahr für das Märchen ist, meine ich, dadurch nicht gegeben. Ferner scheint es, daß der gesteigerte Wettbetrieb auf dem Markte der Welt, daß das durch die Zunahme der Bevölkerung, durch die vermehrten Ansprüche an das Leben und durch die sich daraus ergebenden höheren Anforderungen an die menschliche Arbeitskraft erschwerte materielle Dasein, daß ein gewisses Hasten im Erwerb wie im Genuß den Sinn verringern nicht bloß für die Märchendichtung, nein, für Poesie überhaupt und sich damit eine ungünstige Rückwirkung auf das Kindergemüth bemerkbar mache. Vor allem kommt in Betracht das Drängen vom Lande in die Stadt, zu den

Mittelpunkten des Handels und der Industrie und das Kennenlernen neuer Vergnügungen und Genüsse. So bietet sich wohl mancher Anlaß zu Bedenken, aber anderseits schafft und wirkt unsere Zeit so viel Gutes, Schönes und Großes, daß wir getrost in die Zukunft blicken und hoffen können, der Kampf gegen Verflachung und Materialismus werde kein vergeblicher sein. Daß freilich die weitervordringende Bildung den Kreis Derjenigen mehr und mehr verengert, welche im unbewußten mündlichen Fortdichten des Märchens Stützen sind als einer lebendigen Volkspoesie, daß gleichfalls durch die uns sonst so theuren Sammlungen das überliefernde oder neuaneinander lebendige Wort etwas eingedämmt wird, das ist natürlich und läßt sich nicht ändern, aber beeinträchtigt wird dadurch der poetische Sinn an sich keineswegs; derselbe nimmt nur eine andere Form der Erscheinung an.

Ich glaube daher diese ganze Frage dahin beantworten zu dürfen, daß bis zu einer ernststen Gefahr der Weg Gott sei Dank noch weit ist. Denn so lange unsere Kinder noch Märchen hören und lesen wollen, so lange die Mutter und das Großmütterchen noch Märchen kennen, so lange es noch Menschen giebt im deutschen Vaterlande, denen ein warmes Herz in der Brust schlägt für alle echte Poesie, die selbst in späteren Jahren, in der Reife des Alters sich gern zurückversenken in die herrliche, vom Märchen beherrschte Kindheit, so lange unter des Meisters Hand zu köstlichem Leben wird in kunstvoller Linien, harmonischer Farben Verein, im fühlenden Stein, was ihm des Märchens keuschheiliger Mund verkündet, so lange wird dasselbe auch treue, sorgsame Pflege erhalten als ein köstliches Gut unserer Jugend, so lange wird es geschützt und behütet werden als ein wertvoller poetischer Hort unseres Volkes.



